

Besprechungen

Lebendige Antike

Kranz, Walther: Griechentum. Eine Geschichte der griechischen Kultur und Literatur. (XIII und 775 S.) Konstanz 1953, Diana. DM 22,50.

W. Kranz, dem die eigenen wissenschaftlichen Veröffentlichungen und Forschungen das Zeugnis eines großen gelehrten Wissens um die Antike wie auch einer ebenso lebendig-persönlichen Beziehung zu ihr ausstellen, wendet sich mit diesem anregenden Werk „nicht an die Fachleute, sondern schlechthin an die Freunde der Antike und solche, die es werden wollen“ (XII). Diese möchte er mit dem Reichtum, der Tiefe und Schönheit griechischen Geistes in Kultur und Literatur vertraut machen. Trotz aller Liebe zur Antike, die ja Voraussetzung ihres Verstehens ist, entwirft der Verf. kein durch Idealisieren verzeichnetes Bild des Griechentums, sondern in historischer Treue werden Licht und Schatten, Zeitgebundenes und Bleibendes abgehoben. Auch die zahlreichen Zitate und Hinweise, welche die engen Beziehungen zwischen Griechen und unseren Klassikern sichtbar machen, sind Beweise für den engen geistigen Zusammenhang von Antike und europäischer Welt. Es ist ein ernstes Anliegen des Werkes, mit beizutragen, daß auch die heute stark bedrohten Werte klassischer Bildung „richtungweisend bleiben im alten Europa, dessen geistige Fundamente die Antike und mit ihr zugleich das Christentum bilden“ (XI). Wenn Horaz (380) auf das für Europa entscheidende Ereignis von der Einverleibung griechischer Kultur durch Rom hinweist („Hellas, besiegt, schlug doch den wilden Sieger in Bande“ Epist. II 1, 156), so dürfte unser Bemühen um die Neuverwirklichung antiker Werte bestimmt werden durch das Augustinuswort: *proponunt Graeci, assumunt Romani, concludunt Christiani*.

K. Ennen S.J.

Seel, Otto: Cicero, Wort - Staat - Welt. (495 S.) Stuttgart 1953. Ernst Klett Verlag. Leinen. DM 24,60.

Gleich weit entfernt von der einseitigen Glorifizierung Ciceros durch die Frühhumanisten wie von dem Zerrbild Drumanns und der bitteren Kritik Mommsens, wird ohne Absicht der Verteidigung die Gesamtdeutung jenes Menschen versucht, der als „Staatsmann und Advokat, Rhetor, Philosoph und Theologe, Freund, Bruder, Vater, Gatte, Patron, Briefschreiber, Dichter und noch einiges sonst“ (S. 12), „gleichsam die Möglichkeiten des schlichten, mittleren Menschseins in seiner größten Breitenerstreckung erwandert, nicht als ein einmaliger Held oder

Heiliger, sondern als ein Modell-Fall im stetigen, geduldigen Abtasten und Sich-Preisgeben an die Grenzen und Fragwürdigkeiten, denen das Menschliche schlechthin unterworfen ist“ (S. 488).

In fesselnden Schilderungen, unterbrochen durch tief eindringende Reflexionen und psychologische Deutungsversuche der handelnden Personen, zieht das dramatische Auf und Ab im Leben des großen Römers auf dem Hintergrund einer wild bewegten Revolutionszeit an unserm Auge vorüber: der Triumph des sieghaften Redners über Verrès und Catilina, der tiefe Absturz in die Verbannung, der glänzende Empfang bei seiner Rückkehr, sein unsicheres Schwanken im Verhältnis zu den Triumvirn, denen gegenüber der eitle Konsular glaubte, eine selbständige Rolle spielen zu können, seine Tätigkeit als Staatthalter in Kilikien, wo seine humanitas und Rechtlichkeit im Gegensatz zu der schamlosen Habgier und der Raublust römischer Beamter im Stil eines Verrès im hellsten Lichte erstrahlt, seine heillose Unentschiedenheit im Bürgerkrieg, „einer der widerwärtigsten und erbärmlichsten Perioden seines Lebens“ (S. 174), wobei er sich nach seinem Bruch mit Caesar und seinem reichlich verspäteten Anschluß an Pompejus „zwischen zwei Stühle gesetzt“ (S. 200), dann nach Pharsalus das angstvolle Warten auf die Amnestie, in dieser Zeit seelischer Zerrüttung schwere Krisen im Verhältnis zu seinem Bruder und das Zerbrechen seiner langjährigen Ehe, dann das vergebliche Werben Caesars um den großen Eroberer auf dem Felde des Geistes, die Iden des März, die Begegnung mit Octavian, schließlich das Scheitern im Kampf gegen Antonius.

All dies wechselvolle Erleben, Triumph und tiefste Niedergeschlagenheit, Liebe und Haß, Angst und Zuversicht setzt sich bei Cicero sofort um in Worte, in Perioden. „Seine Wirkung bestimmt sich allein und ausschließlich durch das Maß, in dem er als Schriftsteller, als Mensch des Aussagens, und zwar des Sich-selber-Aussagens, weiterlebt ... Die Mitte, von der Cicero allein begriffen werden kann, ist nicht die Tat, sondern das Wort: Wort als Werk, als Sprache, als geprägte Denkform und Erlebnis Ausdruck“ (S. 12). Darum sieht Seel seine Aufgabe, die bisher von den Interpreten versäumt wurde, darin, mit der Voraussetzungslosigkeit und der unmittelbaren Erlebnisfrische eines Augustinus zu einer echten Begegnung mit Cicero zu gelangen (vgl. S. 404f.). Dabei stößt er mit feiner psychologischer Einfühlungsgabe auf das Bild eines überaus vieldeutigen und widerspruchsvollen Menschen, „in dem sich die Mannigfaltigkeit des Lebens in unendlich vielen Facetten bricht“ (S. 377).

„Fragt man nach jener Mitte ciceronischen Wesens, auf die sich all sein Handeln beziehen läßt, nach dem Wert also, der so im Zentrum seiner Person steht wie die pietas in dem des Aeneas ... so wäre dies zunächst einmal die Humanität: jene Herzengüte und Einfühlsamkeit, die den Anspruch des andern am eigenen Anspruch ermißt ... Nächst dieser Idee der humanitas steht in ihm die des Rechtes, und zwar ein Rechtsbegriff, der sich zwar auch gebunden weiß an die Wahrung der Formen, viel mehr aber noch an die redliche Auslegung seiner naturrechtlichen Gehalte und eigentlichen Willensmeinungen unbeeinflußt von äußeren Opportunitäten“ (S. 97f.).

Seel hat in seinem Cicero-Werk bewußt auf alles gelehrte Beiwerk verzichtet und sich nur auf die notwendigen Quellenbelege beschränkt. Bei der reichen Fülle der behandelten Personen und Einzelfragen wäre ein Index erwünscht. Wenn sich der Verfasser auch an einen weiteren Leserkreis wendet, so schuldet ihm doch besonderen Dank, wer sich im Studium und Unterricht als Philologe und Historiker mit Cicero und seiner Zeit beschäftigt. Gerade dem Lehrer zeigt Seel, wie jene ferne Epoche, die einmal brennende Gegenwart war, der Jugend nahezubringen ist. H. Wersdörfer S.J.

Jaeger, Werner: Die Theologie der frühen griechischen Denker. (303 S.) Stuttgart 1953. Kohlhammer. DM 16,80.

Der Fachwelt und den Freunden der Antike schenkt W. Jaeger eine meisterhafte Neuinterpretation der „Vorsokratiker“. Das Werk, dessen Methode sowohl vom Philologen wie vom Humanisten geprägt ist, der weiß, daß nicht die bisher weithin bevorzugte naturwissenschaftliche Methode, sondern einzig allein geisteswissenschaftliches Begreifen die spezifische Form der frühgriechischen Denker verständlich machen kann, behandelt für die Zeit der „Vorsokratiker“ bis zu den Sophisten die Frage des Entstehens der natürlichen Gotteslehre und die des Ursprunges der Gottesidee. Die natürliche Gotteslehre dieser Zeit begründete das Göttliche nicht, sondern unter Voraussetzung der Realität suchte sie nach der Gestalt des Göttlichen. Solange der Mythos Erkenntnismittel war, kam es zu einer Vielheit der Gottesvorstellung (Homer, Hesiod). Die Frage nach dem Wesen des Göttlichen lag nicht im Problembereich der mythischen Theologie. Der Prozeß der Neuformung und der Auflösung der Götterwelt begann mit den milesischen Naturphilosophen, als der Mythos vom Logos abgelöst und die von der eigenen Erfahrung vorgefundene Wirklichkeit Ausgangspunkt wurde. Auf das, was ein jeder der archaischen Denker als Urgrund erfaßte, wurde sowohl die der Zeusidee zugrunde liegende Anschauung des All-

göttlichen übertragen wie auch alle jene „Vollkommenheiten“, die von den Göttern der Kultreligion ausgesagt wurden. Die Erkenntnis von der Göttlichkeit der Seele (Orphik), wies den Weg zu einem geistigen Gottesbegriff. Die Entfaltung des Seelenbegriffes bedeutete den Durchbruch zu einer Welt höheren Seins mit neuer Erfahrung und neuer Gewißheit des Göttlichen, was Plato vollendete. So wurde das Problem von der Einheit in der Vielheit durch das von Geist und Natur vertieft und die Voraussetzung für einen transzendenten Gottesbegriff geschaffen. Die Philosophie der Vorsokratiker, die Theologie und Kosmogonie verbindend alle Erkenntniskräfte zur Ergründung des Wesens des Göttlichen einsetzte, bezeichnet Jaeger als „modus deum cognoscendi et colendi“ (198, 199).

Als zur Zeit der Sophisten die Erkenntnis von der Menschennatur als eines Teiles des Universums ins philosophische Bewußtsein trat, entstand auch die Frage nach dem Ursprung der Gottesidee. Ihre Erklärungen, die von der „Natur des religiösen Subjektes“ (214) ausgingen, umfaßten „alle Schattierungen, von der positiven Verteidigung der Religion als weiser und staats-erhaltender Naturanlage des Menschen bis zur Auflösung ihrer ganzen Vorstellungswelt in subjektive Impressionen oder gar betrügerische Fiktion“ (214).

K. Ennen S.J.

Soreth, Marion: Der platonische Dialog Hippias Maior (Zetemata, Monographien zur klassischen Altertumswissenschaft, Heft 6). (64 S.) München 1953. Beck. DM 6,50.

Das Problem der Echtheit des Größeren Hippias, die im Gegensatz zum Altertum namhafte Vertreter der Platophilologie seit Schleiermacher und Ast anzweifeln, ist Gegenstand vorliegender Dissertation. Da nach dem Zeugnis hervorragender Platokenner der Sprache des Dialoges nichts Fremdartiges anhaftet, muß von Inhalte her eine Lösung der Echtheitsfrage versucht werden (4). Die Ausführungen des Verf., die dem Gang des klar gegliederten Gesprächs folgen, überzeugen sowohl in der Widerlegung der von den Gegnern der Echtheit vorgetragenen Bedenken wie auch in der Darbietung der eigenen Meinung, daß nämlich Hipp.mai. über den Dialog Euthyphron hinausgeht, sich dem Phaidon nähert und „ein entscheidendes Glied in der Entfaltung zu der sogenannten Ideenlehre hin“ (64) ist.

Nun hätte der Verf. seine Auffassung, daß es „weniger kompliziert sei, anzunehmen, der Dialog sei von Platon geschrieben“ (49) noch eindrucksvoller bekräftigen können. Das konnte zunächst geschehen, indem mit Hilfe der Erkenntnisse der heutigen Sprach-